

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 129.

Donnerstag, 12. Mai

1932.



14. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Michailowitsch spricht jetzt auf der direkten Leitung telephonisch mit dem Fürsten! dachte Doglow befriedigt. Die Maus sitzt in der Falle!

Er schritt schneller auf das Haus des „Bunten Kadus“ zu, traf dort mit den zwei Freunden zusammen und flog mit ihnen zur Wohnung des Fürsten hinauf. „Goratschew“ las Dr. Cleff an der Tür zu der Wohnung, zu der er sich den Weg genau hatte beschreiben lassen.

Selbstzufrieden schmunzelte er. So ein Abenteuerchen! Das war herangeflogen gekommen wie gerufen! Er klopfte, da er keine Klingel fand.

Zwan öffnete, strich demütig über den dichten Bart und öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Dr. Cleff trat ein, sah sich noch immer schmunzelnd und unternehmungslustig den kleinen Schnurrbart streichend, in dem einfach ausgestatteten Räume um und nahm in einem der Plüschpolsteressel Platz.

Im Genießen der Vorfreude bemerkte er nicht, daß draußen die Tür noch einmal leise geöffnet, von innen abgeschlossen und der Schlüssel abgezogen wurde.

Verblüfft sprang er auf, als Doglow, behaglich lachend, eintrat und ihm schon an der Türe die Hand entgegenstreckte.

„Ah, mein lieber Herr Doktor, wie nett von Ihnen, daß Sie gekommen sind!“

„Was soll das?! Sie auch hier?!“ Dr. Cleff sprang auf. Der Zorn beherrschte sein Gesicht und sein ganzes Wesen.

„Ich glaube allerdings, daß ich es bin!“ antwortete Doglow ironisch. „Aber wollen Sie mir wirklich nicht die Hand reichen?!“

„Au, au!“ rief Dr. Cleff unter dem Druck des eisenfesten Zugriffs.

Zwei Arme umschlangen ihn gleichzeitig von hinten, zwei andere Hände ließen Handschellen um seine Gelenke herum zuknallen.

„Was wollen Sie von mir?! Geld habe ich so gut wie keines bei mir! Das ist Freiheitsberaubung! Das werden Sie büßen müssen! Das ist infam!“ tobte Dr. Cleff.

Doglow sah zufrieden lächelnd, und ohne sich vom ohnmächtigen Rufen Dr. Cleffs im geringsten beeindrucken zu lassen, nach der Türe zum Nebenzimmer, durch die Fürst Trufanoff hereingeschritten kam.

„Befehl ausgeführt, Mißha!“ meldete er in militärischer Haltung.

„Danke, Boris! — Gut gemacht! — Weshalb hast du Handschellen anlegen lassen?!“

„Aus der Art des Auftretens Doktor Cleffs am Telefon und dem Hotelpersonal gegenüber war unschwer zu erkennen, daß er Choleriker ist. Ich sah einen derartigen Wutanfall, wie er ihn eben noch hat, voraus, und wollte vermeiden, daß man ihn noch härter hätte anfassen müssen!“

„Gut, Boris, gut!“

Fürst Trufanoff setzte sich Dr. Cleff gegenüber; seine Blicke waren durch den Rauch seiner Zigarette hindurch in die Ferne gerichtet, und seine Züge verrieten strengen Ernst und endgültige Entschlossenheit.

Dr. Cleff schimpfte noch immer.

„Wer sind Sie?!“ schrie er den Fürsten an. „Was wollen Sie von mir?! Dieses Frauenzimmer war also Ihr Lockvogel?!“

„Wir sind durch ihr ungezogenes Benehmen der Dame gegenüber erst auf Sie aufmerksam geworden, Doktor Cleff!“ erwiderte der Fürst streng. „Mäßigen Sie sich jetzt! Bleiben Sie sitzen und benehmen Sie sich, wie man es von einem gebildeten Menschen auch in unangenehmer Lage verlangen kann!“

„Sie werden noch daran denken!“ tobte Dr. Cleff; seine Augen glühten vor Zorn.

„Sie haben heute nacht schlecht geschlafen, Doktor Cleff?!“

„Wieso?! Woher wollen Sie das wissen?!“ — Mißtrauisch zuckte Dr. Cleff zusammen.

Der Fürst zog seine Brieftasche hervor, legte sie auf den Tisch und entnahm ihr mehrere Photographien, die Dr. Cleff über den geöffneten kleinen braunen Koffer gebeugt, darstellten. Sein Gesicht war unter den Einwirkungen des Alkohols gedunsen, doch der hämische und triumphierend gehässige Zug, der beim Anblick der im Koffer liegenden und halb geöffneten Papiere in sein Gesicht gekommen war, war vorzüglich scharf getroffen.

„Sie kennen diesen Herrn und auch diese Papiere, Flugzeugpläne wollte ich sagen, über deren Besitz er sich so sehr zu freuen scheint?!“ Der Fürst lachte pöttisch und beobachtete Dr. Cleff, dessen Gesicht sich wieder färbte, aber dieses Mal mit dem Rot der Betroffenheit und Bestürzung.

„Nicht genug damit, daß Sie vor einer Freiheitsberaubung nicht zurückschrecken, haben Sie mich auch noch belächeln lassen?!“ rief er endlich heftig, um die Unsicherheit hinter seinem Zorn zu verbergen.

„Bitte schreien Sie nicht so, Doktor Cleff!“ Der Fürst sprach ruhig, wie vorher, aber jetzt mit schärferer Bestimmtheit. „Wir sind hier zwar allein, auch vor zufälligen Lauschern geschützt, aber dieser Kraftaufwand ist gänzlich überflüssig, da wir uns ja so dicht gegenüberstehen!“

Der Hohn trieb Dr. Cleff von neuem die Röte der Wut ins Gesicht.

„Was wollen Sie also von mir?“ preßte er hervor.

„Zunächst interessiert es mich noch zu wissen, ob Ihnen selbst bekannt ist, daß Sie im Schlafe sprechen, stöhnen, fluchen und Ausrufungen des Hohnes, des Zornes und des Triumphes von sich geben?! — Wenn Sie in der Bestätigung dieser Tatsache mit mir einig gehen, wird die Basis für unsere weiteren Besprechungen gegeben sein!“ — Der Fürst gab sich keine Mühe, seine Ironie zu verbergen.

Dr. Cleff zuckte zusammen, als sei er von Duzenden Nadelstichen getroffen worden. Sein Sinn fiel auf die Brust herab; gedemütigt und vernichtet kapitulierten sein Selbstbewußtsein und seine Energie, die ihn so oft schon aus unangenehmen und gefährlichen Situationen als Sieger hatten hervorgehen lassen.

Er antwortete nicht.

Das überlegene Lächeln des Fürsten verstärkte sich. „Da Sie schweigen, können wir also darauf verzichten, die tadellos gelungene Platte mit jedem Laut und jedem Wort, die Sie heute nacht von sich gegeben haben, ablaufen zu lassen. Sie würden überrascht sein, Doktor Cleff, erkennen zu müssen, wie unvorsichtig ein Mensch ich Schlaf sein, wie er die geheimsten Motive seiner Handlungen preisgeben und wie er sich um Kopf und Kragen reden kann! — Fräulein Doktor Lanna Rhombberg, Herrn Wieland Rhombberg, Herrn Dr. Euz Hartner und Herrn Kriminalkommissar Kronstedt wären die Eröffnungen der Platte zweifellos ungemein wichtig.“

Dr. Cleff wand sich, leichenblau geworden, vor Hilflosigkeit, Angst und Entsetzen.

Fürst Trufanoff beugte sich nieder und zog unter dem Divan Dr. Cleffs kleinen, braunen Koffer hervor. Er öffnete ihn und lehrte ihn nach dem Chefsingenieur zu um, dessen Blicke sich entsetzt an dem Aufnahme- und Sprechapparat festbohrten, neben dem die offenen Zeichnungen mit dem Signum „Ikarus XI“ eingeordnet waren.

Die Stimme des Fürsten nahm einen jeden Widerspruch ausschließende Bestimmtheit an.

„Die Basis für unsere Unterhandlungen ist jetzt hinreichend bekannt, Doktor Cleff! Sparen Sie sich also jetzt weitere Opposition und alle weiteren Butausbrüche!“

Es gibt für Sie nur zwei Möglichkeiten! Entweder Sie helfen mir, den „Ikarus XI“ zu entführen und sind bereit, ihn auf einer Expedition von etwa drei bis vier Wochen Dauer zu steuern! —

Oder! —

Oder diese Beweise für ihre Intrigen, für Ihren Vertrauensbruch, für Ihren Einbruch und Diebstahl werden sofort an die Polizeipräfektur ausgeliefert — natürlich mit Ihnen selbst!“

„Das ist Erpressung!“ versuchte Dr. Cleff noch einmal mit einem letzten Aufladern seiner Energie aufzubegehren.

„Und was ist das?!“ antwortete der Fürst prompt und wies auf den Inhalt des kleinen, braunen Koffers.

Doglow und seine Freunde lachten hell auf; auch der Fürst konnte sich seiner Belustigung nicht mehr erwehren.

„Was gedenken Sie zu tun?“

„Ich muß Ihre Bedingungen annehmen!“ erwiderte Dr. Cleff finster. Sein Blick irrte, nach einem Ausweg suchend, vom einen zum andern und durch das Zimmer hindurch.

Der Fürst beobachtete ihn und schüttelte den Kopf.

„Flucht oder Ähnliches ist Unsinn, Doktor Cleff! Schlagen Sie sich diese Gedanken aus dem Kopf! Sie werden eine beschränkte Bewegungsfreiheit zurückerhalten, werden sich aber an die Gesellschaft dieser drei Herren gewöhnen müssen. Dieser kostbare Koffer und sein Inhalt werden im Anschluß an diese Unterhaltung an einen neutralen Ort gebracht werden, von dem aus sie jederzeit dahin dirigiert werden können, wo sie gebraucht werden sollten!“

Dr. Cleff sank immer mehr in sich zusammen.

Fürst Trufanoff erhob sich.

„Noch eine kleine Überraschung, Doktor Cleff! Auch diese Unterhaltung ist ausgenommen worden! Die Platte wird ebenfalls in diesem Koffer Platz finden!“

Apathisch, mit glanzlosen Augen, starrte Dr. Cleff vor sich nieder.

„Boris!“ wandte der Fürst sich an Doglow, „veranlasse das weitere! Und nochmals meine Anerkennung!“ Er reichte Doglow und den beiden anderen Freunden die Hand und verließ das Zimmer.

20.

Im Dambachtal in Wiesbaden, das vom Kochbrunnen her am Geisberg vorbei nach dem Neroberg hinaufführte, stand kurz vor dem Laubwald, der vom Ende der Anlagen im Tale bis zum Gipfel des Berges hinauf die Griechische Kapelle umgab, die Villa Werner Hartners. Inmitten eines verwilderten Parkes, der von den Anlagen bis zur Kapellenstraße hinüberführte, dem Einblid der Nachbarn und Passanten aber durch hohe Mauern entzogen war. Allerlei Schlinggewächse, Efeu und wilder Wein wucherten an ihnen empor, wie der Park im Wachstum ungehemmt und in seine Bahnen gelenkt.

Er ist konsequent, Onkel Werner!, dachte Hermann Jahrensohl, als er von der Kapellenstraße aus durch das geöffnete Gittertor fuhr. Sogar die Gitter scheinen ihm noch nicht genügend dicht gewesen zu sein, er mußte sie noch mit diesem grünen, im Laufe der Zeit verwitterten Blech miteinander verbinden! Wenn er etwas tut, dann tut ers gründlich, genau so wie er etwas mit ausgiebigster Gründlichkeit lassen kann. Der schöne Park! Wie schade, daß Tante nicht mehr lebt und ihre mildernde und begütigende Hand nicht mehr waltet!

Werner Hartner, Chef des Eisen- und Kohlenkonzerns Hartner, verschloß sich selbst wie sein Besitztum. Außerlich schien er Jahrensohl der Alte geblieben zu sein mit seiner mittelgroßen, schweren Gestalt im ewig dunklen Anzug und dem vollen, fast finsternen Gesicht mit den kalten, grauen Augen, der starken Nase, dem harten rücksichtslosen Mund und den seit zehn Jahren bereits grauen Schläfenhaaren.

„Tag, Hermann! — Willkommen! — Begleitung?“ — Ebenfalls willkommen! — Deine Frau?“ —

„Tag, Onkel Werner! — Nicht allein, diesmal! — Meine Tochter! — Freue mich!“

„Tochter?! — Wieso? — Kann doch nicht stimmen!“ — Wie alt bist du? — Wie alt ist sie?“ —

„Nicht leibliche Tochter! — Bin fünfunddreißig, sie ist neunzehn, Stieftochter, Mündel — gewissermaßen geerbt — Vater Großgrundbesitzer in Australien — gestorben!“

„Bon Eib? — Maximiliane von Eib?! — Freut mich, Kind! — Bin Onkel Werner! — Werdet gleich auf eure Zimmer wollen?! — Wohnt doch bei mir? — Ja?! — Freut mich, freut mich!“

„Dank, Onkel Werner! — Sind allerdings etwas abgelenkt!“

Was treibst du so! Wie geht's dir?!

„Eisen und Kohlen — Kohlen und Eisen! — Bin meistens unten, in Düsseldorf und Essen! — Komme im Sommer und ab und zu auch im Winter noch auf ein paar Wochen oder Monate hierher! — Kann den Rauch da unten nicht mehr so vertragen — Lunge — Asthma!“

(Fortsetzung folgt.)

Die weisfarbige Pulmonaria.

Mit blau und rotem Farbenspiel
Auf schwankend seinem Blütenpiel
Erfreut uns wieder, hier und da,
Die hübsche Pulmonaria.
Sie rief des Schöpfers Werde
Aus neuerwachtter Erde.

O, armes Herz, bei aller Not,
Hoff' auf ein Blütenmorgentot!
Hoff' auf die Kräfte, glaub' und bau',
Die gibt, wie jenes Rot und Blau,
Noch heut' mit freundlicher Gebärde
Die treue, liebe Heimat Erde.

Herm. Schliffer.

Es war die Nachtigall...

Von Liesbet Dill.

Jeden Abend um die Dämmerung begann sie im Stadtwald ihren Gesang. Erst leise und langgezogen, dann entwickelte er sich zu einer so melodisch süßen Melodie, daß alle Spaziergänger stillestanden und lauschten. In dem dichten Gebüsch des Waldes konnte man sie nicht sehen. Nachtigallen sieht man nie, behauptete eine alte Dame, die jeden Abend um diese Zeit heraufkam, um die Nachtigall zu hören. Der Vogel war pünktlich wie eine Uhr.

„Noch nie habe ich eine Nachtigall so wundervoll singen hören“, sagte die alte Generalin. Auf ihren Stod gestützt, lauschte sie bewegten Herzen und gedachte ihrer Jugend, als man bei Lampons Menuetts getanzt auf dem nächtlichen Rasen eines bunterleuchteten Gartens.

Die Nachtigall regte sie an, sie gab Erinnerungen zum besten aus ihrer Jugend, die so viel schöner, angenehmer und besser gewesen war... „und so viel moralischer“, fügte sie hinzu, mit einem Blick auf die Herren... Dagegen erhob ein dicker, alter Herr, der ihr auf der Rundbank gegenüber saß, seinen Baß. Er sagte, das sei Unsinn, die Welt sei immer unmoralisch gewesen und bliebe so, bis der letzte Mensch ver-
gessen sei.

Dagegen erhob sich ein entrüsteter Sturm von Damen, Herren, die dem Baß beistimmten, wurden vertönt. „Laßt das Streiten“, sagte ein milder, alter Herr, der ein weißes Halstuch umgeschlagen, da saß wie Goethe vor der Tür seines Thüringer Wandererhäuschens. „Hört, wie sie singt.“

Die Nachtigall schmetterte laut und lauter. Vögel zogen über die schweigenden Wälder, in dem alle Geräusche erstorben schienen, und alle Tiere schwiegen und lauschten den wunderbaren Tönen der Nachtigall.

Ein junges Mädchen weinte still in seine Hände, eine alte Dame trocknete sich verstohlen die Tränen ab, und der dicke Baß brummte nicht mehr. „Nie hab' ich ein so schönes nightingale gehört“, sprach die alte Engländerin, die man heraufgeschleppt hatte. Obwohl sie der Weg „awfully tired“ machte, kam sie jeden Abend herauf. Es war so poetisch, hier zu sitzen, am Rand des Waldes, vor sich das grüne Wiesental, im Hintergrund die lichterfunkele Stadt. „Und über uns die Sterne“, zitierte ein kleiner Herr mit einem zerzausten Spitzbart, den er immerfort mit nervösen Händen glättete und wieder auseinanderstrich. Er konnte „Unterhaltungen“ nicht leiden. Man „unterhielt“ sich über das Wesen der Nachtigall. Ein Studienrat behauptete, sie heiße eigentlich „Luscinia“. Die Nachtigall ist ein Sperlingsvogel“, sagte er. „Es gibt davon zwei Arten“, wußte der Herr mit dem Spitzbart, „die sogenannte „Philomela“, die „europäische Nachtigall“, man trifft sie bis Dänemark, und die der südlicheren Länder, „le major“, der sogenannte „Sprosser“, ein Bastard. Die eine ist wegen ihres melodischen Gesanges berühmt, die zweite singt heller und schmetternder.“ — „Ich möchte wissen“, sagte die Generalin und schaute in der Richtung des Waldes, „ob das eine „Philomela“ ist oder ein gewöhnlicher, wie sagten Sie?“ — „Bastard“, brummte der Baß. — „Nein, ich glaube, Sie sagten etwas von „major“.“ — „Der Sprosser“, sagte der Studienrat.

„Sicher ist dieses ein „Sprosser“, denn er singt so merkwürdig hell und schmetternd“, fand der Pfarrer.

„Wie soll denn der ausgerechnet hierherkommen?“ widersprach der Bassist. — „Wie sieht eine Nachtigall eigentlich aus?“ fragte eine junge Frau. — „Unscheinbar und grau“, sagte jemand. — „Nein“, wußte der Studienrat, „sie ist rostbraun.“ — „Dann müßte man sie doch sehen können, und man sieht sie nie“, wandte die Generalin ein, die eine sonore Stimme hatte. „Nie habe ich eine Nachtigall gesehen. Ich kenne alle Tiere im Zoologischen Garten, Nilpferde, Antilopen und Schlangen, aber eine Nachtigall habe ich nie gesehen.“

„Ich möchte mal so eine Nachtigall in die Hand nehmen und fangen“, wünschte der Bassist.

„Wozu?“ sagte die Generalin. „Ein so nützliches Tier fängt man doch nicht, das ist da, um die Menschen zu erfreuen.“

„Wir könnten ja mal 'ne Expedition durch den Wald machen“, schlug der Baß vor. — „Um Gotteswillen!“ riefen die anderen, „dann verschrecken wir sie.“ — „Ist sie wirklich so klein?“

„Sie ist so groß wie ein Spatz“, wußte der Studienrat. — „Ist es ein Jungvogel?“ erkundigte sich der Bassist, der „die Nachtigall noch nicht gehabt hatte“. — „Natürlich, ein Bruder von ihr ist der „Kardinal“, das ist auch ein Gartensänger.“ — „In unserm Garten singt nie eine“, klagte das junge Mädchen. — „Die Nachtigall singt nur in wasserarmen Gebüsch, unsere Gärten liegen zu feucht“, antwortete der Studienrat.

Man kam von der Nachtigall auf den Afrikareisenden Gustav Nachtigal, den die Generalin gekannt hatte. Er hatte ihr einmal einen Brief aus Kamerun und eine Widmung in sein Buch „Sahara und Sudan“ geschrieben. — Die Nachtigall schluchzte laut. Die jungen Mädchen schauten in den silbernen Mond. Die Sterne funkelten und die Nacht senkte sich herab, blau und düstlich, wie eine Sommernacht nach einem heißen Tag.

Den ganzen Sommer kamen sie abends den weiten, sandigen Weg heraus aus der Stadt, um die Nachtigall zu hören.

Brautpaare fanden sich hier oben auf der stillen Bank, während die Unsichtbare in den Büschen sang, Ehegatten versöhnten sich wieder bei ihren schmelzenden Tönen, alte Paare saßen Hand in Hand, wie berauscht, eines verbliebenen Glücks gedenkend, selbst die Generalin stritt sich nicht mehr mit dem dicken Baß. Die Töne hatten ihr Herz erweicht. Sekundenlang kamen heraus, denen ihr Lehrer in der griechischen Stunde von diesem wunderbaren Gesang vorgeschwärmt. Wenn die Köchinnen Ausgang hatten, bestellten sie ihren Schatz auf die Rundbank unter der Buchengruppe, um die Nachtigall zu hören. Es wurde ein Ereignis, von dem die ganze Stadt sprach. Da die Rundbank nur zwanzig Plätze hatte, mußte man früh hinaufpilgern, um einen Sitzplatz zu bekommen.

Als die Buchen sich rostbraun färbten und der Wald sich lichte, meinte eines Abends die Generalin: „Jetzt ist es bald vorbei mit ihrem Gesang, die Jungvögel fliegen schon fort. Die schönen, zarten Melodien klingen so klagend aus dem Gebüsch. Sicher fühlt sie den Herbst.“

Plötzlich erhob sich der Bassist, der schon eine ganze Weile gespannt dagelegen hatte und mit seinen scharfen Sägesaugen in das gelichtete Gebüsch spähte. Er schlich sich leise über den nassen Blätterteppich nach dem Waldesinnern. Gleich darauf hörte man dort ein mörderisches Geschrei, und das Klappen eines Stodes.

Und der Bassist erschien, zornrot und schlepte einen zwölfjährigen Bengel am Kragen hinter sich her.

„Da ist sie“, rief er, „Eure Nachtigall, die uns den ganzen Sommer zum Narren gehalten hat! Hier haben Sie Ihre „Philomela“, Frau Generalin! Hier Ihren „Sprosser“, Herr Studienrat! Da ist der „nächtliche Gartensänger“, der im „wasserarmen Gebüsch“ so schön singt, Herr Pastor! Ich habe ihn schon lange nicht getraut! Jetzt hab' ich sie gerade dabei erwischt...“

Und er präsentierte der sprachlosen Gesellschaft auf der Rundbank einen struppigen, zwölfjährigen Bengel im grauen Anzug mit rötlichem Haar und frechen Lausbuben-
augen, der nicht wußte, ob er heulen oder lachen sollte über die entgeisterten Gesichter seiner Konzertbesucher des Sommers.

Bereitsein ist alles.

Von Dora v. Stodert-Rehner.

Verdrießlich stieg Ulri die Hoteltreppe herab.

Was für eine gräßliche Idee von ihren Eltern, sie wegen des bißchen Hustens da heraus zu schicken. In dieser Zeit, wo es keine Spur von Schnee gab, also von Kodeln und Skilaufen keine Rede war, während ihr zuhause die lieben Freundinnen die besten Flirts weglanzten.

Sie hätte den Medizinalrat erwürgen können, der ihr den Schneeberg verschrieben hatte.

Beinahe hätte sie zu weinen angefangen, als ihr Blick in den Spiegel fiel, der das Stiegenhaus zierte. Einfach sah, wie ihr das Mädchen stand. Wenn nur Jemand da wäre, für den es sich lohnte, so entzückend auszugehen. Was ihr gestern Abend unter die Augen gekommen war, waren Tanten und alte Hofräte gewesen.

Auß neue bitterlich unglücklich trat sie in die Hall.

Ein Boy stürzte herzu und wies grinsend auf eines der weißgedeckten Frühstückstische.

„Hier ist für gnädiges Fräulein reserviert.“

Ulri starrte überascht. Von wem war der herrliche Rosenstrauch? Ungebuldig riß sie das daranhängende Briefchen auf. Aber es stand kein Name darin. Nur: auf Wiedersehen heute Abend!

Ulri dachte nach, welcher von ihren Freunden eine Schreibmaschine hatte. Dann errötete sie.

Sollte es Ubi sein? Er wußte, daß sie hier war. Aber auch die andern. Ihr Tenniswilling Edi Szombor, dann Paulchen Tiede, angehende Techniker und Eintänzer aus Liebe, Bruno Courty, der Universitäts-Preisboger und der Frechdachs Rudi Winter. Es wäre zweifellos am lustigsten, wenn es Rudi wäre. Aber der hatte wahrscheinlich kein Geld für solche Ausflüge.

Also vielleicht Bruno? Aber da es hier niemanden niederzubogen galt und Brunos Pullovers berühmt schauerhaft waren, würde sie es doch vorziehen, wenn das autnütige Paulchen käme.

Ober in Gottesnamen auch der Ebi, trotz seines temperamentvollen Getues, das er seinem ungarischen Namen schuldig zu sein meinte und der fliegenden Mäntel, die er favorisierte.

Ulli verlebte den ganzen Tag in Spannung.

Zu nett, sie gleich zu besuchen. Wer es nur sein mochte? Dibi gewiß nicht. Der war viel zu faul dazu. Sie mochte ihn auch gar nicht. Obwohl sie sich neulich ihm gegenüber etwas vergeben hatte. Denn für den Kuß hatte er eine Ohrfeige verdient. Nicht aus Tugendproberie, sondern aus Prinzip. Aber Dibi war schon gegen dreißig und konnte eine Frau gut ernähren.

Am Abend verspätete sie sich absichtlich ein bißchen, um nicht vor ihm in der Hall einzutreffen, streckte aber doch den Hals, wenn sie zu Gesicht bekommen würde.

Da sagte jemand hinter ihr: „Hallo!“ Und es war Dibi. „Hab' ich's nicht gewußt, daß nur du es sein kannst?“ begrüßte sie ihn schnellgefaßt.

„Ist das wahr?“ fragte er hastig.

Sie griff in die linke Tasche ihres hochroten Sammtwestchens und reichte ihm einen zusammengerollten Zettel.

„Da hast du den Beweis!“

Er glättete eilig das Papier und fand seinen Namen drauf. „Liebe kleine Ulli!“ flüsterte er ergriffen und suchte ihre Hand. Aber sie legte sie auf den Rücken.

„Bitte keine große Szene!“ wehrte sie ihn ab. „Wie gefällt dir mein Kleid?“

„Ganz gut!“ entschied er sachlich. „Nur die Lasttasche paßt nicht dazu.“

Sie entzog sie ihm unwillig.

„Das weiß ich selbst, aber ich habe hier keine andere. Jetzt komm. Ich bin entsetzlich hungrig.“

In Anbetracht dessen, daß sie auffallend wenig. Doch das Menü schien auch nicht den Geschmack Dibi's zu treffen. Er hielt sich mehr an die Weinkarte. Trotzdem wurde er immer einsilbiger. Ulli begann die Geduld zu verlieren. Was bezweckte er mit dieser Obigkeit? Da wäre es ja schließlich noch unterhaltender gewesen, im Bett zu liegen und den letzten Wallace zu lesen.

Sie wollte es ihm eben sagen, als er unvermittelt fragte: „Wie lange hast du denn noch die Absicht, das heroben zu bleiben?“

Sie zuckte die Achseln. „Und du?“

Er warf ihr einen hilflosen Blick zu.

„Ich muß morgen Vormittag wieder im Büro sein!“

„Völlig!“ sagte sie verächtlich. „Das kommt von deiner unmöglichen Gewissenhaftigkeit. Die andern würden auf ihre ganze Karriere verzichten, wenn sie eine Woche hier mit mir sein könnten!“

„Möglich!“ entgegnete er zurückhaltend. „Ich bin nur gekommen, um dich etwas zu fragen!“

„Was denn?“ erkundigte sie sich verwundert.

Da sah er sie so merkwürdig an, daß ihr heiß wurde und sie rasch hinzusetzte: „Daß es. Es ist nicht nötig!“

„Aber du weißt doch noch gar nicht, was ich sagen will!“ beschwerte er sich aufgeregt.

„Doch!“ unterbrach sie ihn energisch. „Vergleichen braucht erst gar nicht ausgesprochen zu werden. Erstens ist das überholt und dann wäre es mir auch peinlich.“

„Willst du damit andeuten, daß du mir einen Rorb gibst?“ Sie schüttelte in einer Art den Kopf, die ebenso gut ja als nein bedeuten konnte und sagte nichts weiter als: „Du bist komisch!“

Das beruhigte ihn augenscheinlich nicht, denn er erwiderte: „Das kann sein. Aber Gewissenhaft möchte ich doch haben!“

Sie warf ihre etwas zu lebhaft gefärbten Lippen auf:

„Nachdem du weißt, daß ich dich erwartet habe...?“

Er beugte sich nieder und küßte ihre Hand. Dann ließ er eine Flasche Champagner kommen.

Nachdem sie einander einigemal zugezogen hatten, wurde Ulli elegisch und fing an von einem dunkelviolett lackierten Chrysler-Wagen zu fantasieren und daß es ihr Traum wäre, selbst zu chauffieren. Auch ein elegantes Segelboot gehörte zu ihrer Vorstellung künftiger Glückseligkeit und wenn es einmal soweit sein werde, ein liebes, kleines Flugzeug.

„Gerade so groß, daß noch jemand außer mir darin Platz hat!“

Sie blinzelte ihn an und mußte über sein verbugtes Gesicht dermaßen lachen, daß sie ihr Taschentuch suchte, um es sich vor den Mund zu halten. Sie sahnete umsonst in ihrer rechten Westentasche, warf aber ein zusammengerolltes Blatt heraus, das Dibi aufhob und nach kurzer, verwunderter Musterung in seiner Hand versteckte. Ulli sah es nicht, weil sie in ihrem Lapidarfenille herumkamte und es dann ungeduldig umstülpte, so daß sein ganzer Inhalt auf den Tisch fiel. Kamm, Puderdose, Lippenstift und drei kleine weiße Möllchen. „Oha!“ sagte sie und wollte sie schnell zusammenfassen, aber Dibi war fixer. Ebi Szombor, Paulchen Tiege, Bruno Courty las er der Reihe nach ab. Dann entfaltete er noch das vierte, das auf den Boden gefallen war.

„Rudi Winter!“ vollendete sie mit etwas gezwungenem Lächeln.

„Sehr richtig!“ bekräftigte er sichtlich mühsam. „Ich sehe, daß du ausgezeichnet vorbereitet warst. Es hätte also ebensoviele einer von den andern jetzt hier an meiner Stelle sitzen können.“

„Natürlich!“ lächelte sie ihn an. „Aber es hätte mir nicht die halbe Freude gemacht. Denn wirklich gewartet habe ich nur auf dich.“

Und er glaubte es.

Wenn zwei Einbrecher sich treffen.

In Stockholm ereignete sich dieser Tage ein ganz kurioser Fall, der sicherlich in der Kriminalgeschichte einzig dastehend ist.

Es war 10 Uhr abends. Vor einer Villa in einer ruhigen, vornehmen Straße stand ein eleganter Herr und läutete Sturm. Doch vergebens, denn niemand öffnete. Er trat an die eine Wand wartete noch einige Minuten und ließ während dieser Zeit ununterbrochen die Klingel gehen.

Es vergingen 10 Minuten. Nun hatte sich der elegante Herr anscheinend beruhigt. Er stellte das Klingeln ein, holte aus seiner Tasche einen Dietrich hervor und öffnete mit sachmännlicher Geschicklichkeit das Tor. Er schlich sich behutsam bis zur Treppe und murmelte: „Also meine Informationen waren richtig. Kom. Christian Steenkamp ist tatsächlich in die Oper gegangen, in die Dienerschaft hat Ausgang. Nun kann ich wenigstens eineinhalb Stunden ungehindert arbeiten, und ich brauche höchstens eine halbe Stunde.“

Didjon, der Einbrecher, stand kurz darauf im ersten Stodwerk im Herrenzimmer. Er brauchte nicht lange zu suchen. Er wußte, wo das Gesuchte zu finden war. Er trat an die eine Wand heran, nahm ein kleines, dafür aber sehr kostbares Bild von der Wand und wollte es eben aus dem Rahmen schneiden, um es dann äußerst vorsichtig zusammenzurollen...

Da plötzlich ertönte das Wort: „Halt!“ Erschrocken wandte sich der ungebildete Gast um. Er erblickte in der Tür einen Mann in Hemdsärmeln mit hochgehobenem Revolver. Dieser sagte: „Hände hoch oder ich schieße!“ Didjon glaubte den Hausherrn vor sich zu sehen und konnte es nicht begreifen. Es ging ihm durch den Kopf: „Der Konsul ist ja in der Oper. Also, wie kann er hier sein? Und wenn er hier ist, wie kann er in der Oper sein.“ Diese verblüffende und unerklärliche Angelegenheit wirkte auf ihn geradezu lähmend.

Ein neuer Befehl ertönte: „Reht Euch!“ Der Einbrecher befolgte den Befehl, und der Konsul fragte: „Nur dieses Bild wollten Sie stehlen?“

Der Bildieb stammelte verlegen: „Ja!“

Der Konsul fragte weiter: „In weichen Auftrage wollten Sie das Bild stehlen?“

Nun wurde Didjon mürrisch: „Sie irren, Herr Konsul! Ich bin zwar nur ein Einbrecher, und zwar ein ertappter Einbrecher, aber meine Komplizen verrate ich dennoch nicht.“

„Sehr schön!“ sagte der Konsul. „Aber ich muß den Namen Ihres Gehlers kennen. Wenn Sie ihn verraten, werde ich Ihnen bei der Polizei behilflich sein. Und auch das Gericht wird Ihr Geständnis zu schätzen wissen.“

Didjon wurde nachdenklich. Nach einer Weile sagte er: „Darf ich aus meiner Tasche ein Zettelchen hervorholen?“

Der Konsul antwortete: „Nein! Sagen Sie mir, wo das Zettelchen liegt, und ich werde dies tun.“

Der ertappte Verbrecher gab die gewünschte Auskunft, und der Konsul brachte das Papier mit Namen und Adresse des Gehlers zum Vorschein.

Nun rief der Hausherr das Überfallkommando an und meldete, daß er einen Einbrecher gefangen. Einige Minuten später erschien die Polizei und verhaftete Didjon. Der Konsul erklärte den Polizisten, in einer Viertelstunde selber ins Revier kommen zu wollen.

Das Überfallkommando mit dem Verbrecher zog ab. Der Konsul ging in ein anderes Zimmer, holte sich seinen Rock und erschien wieder in dem Zimmer, nahm das aus dem Rahmen geschnittene Bild in die Hand, rollte es zusammen und verließ schleunigst die Villa. Auf der Straße angelangt, winkte er ein Auto herbei und fuhr zur angegebenen Adresse.

Der Konsul stand in dem Zimmer des Gehlers und sagte: „Mein Freund — Sie wissen ja, um wen es sich handelt — war verhindert zu kommen. Er konnte auch den Einbruch nicht durchführen.“

Der Gehler nickte: „Ja, ich weiß, um wen es sich handelt.“ Der Andere fuhr fort: „Ich führte also in meinem Auftrage den Einbruch aus, holte das Bild, und jetzt sollen Sie mir die festgesetzte Summe für das gestohlene Bild geben.“

Und der Gehler zahlte dem zweiten Einbrecher, dem vermeintlichen Konsul, die verabredete Summe aus.